

Die Mission kehrt zurück

Lesslie Newbigin's Beitrag zu einem Missionsverständnis für unseren Kontext

VON PAUL LÖFFLER

Die Frage nach der Mission ist wieder dran. Kirchenführer wie kirchliche Strategen weisen angesichts eines akuten Schrumpfungsprozesses in unserer Volkskirche darauf hin, daß „Mission vor der Haustür“ ebenso vonnöten sei wie der Erwerb einer „missionarischen Kompetenz“ in den Gemeinden. Als Folge davon nimmt zunächst einmal die Selbstbeschäftigung zu mit Themen wie „Gemeindeaufbau“, „einladende Kirche“, „Christsein gestalten“ unter der Perspektive einer „missionierenden Kirche“. In den Jahren 1986/87 haben sich in der Evangelischen Kirche von Hessen und Nassau 26 Dekanatssynoden mit solchen Thematiken beschäftigt. 1987 beschloß die Konferenz Europäischer Kirchen, „die Mission der Kirche in einem säkularisierten Europa“ zu ihrem Arbeitsschwerpunkt zu machen. Auch die kommende Weltmissionskonferenz in San Antonio (Texas) folgt diesem Trend, wenn sie sich zur Leitfrage wählt, wie wir „heute den Missionsbefehl Gottes erfüllen“.

Die intensive Reflexion dessen, was Mission heute für uns darstellt, ist in der Tat dran. Es wäre nur sehr schade, wenn dabei die Einsichten der ökumenischen Diskussion von fast 30 Jahren und ihre Ergebnisse(!) nicht zur Kenntnis genommen würden. Im Umfeld und als Folge der international 1961 in Neu-Delhi vollzogenen Integration von Mission und Kirche begaben sich ökumenische Theologen auf eine tiefeschürfende Suche nach den theologisch relevanten Koordinaten für Mission, verstanden als „missio dei“ (Reihenfolge: Gott – Welt – Kirche, Bekehrung als Umorientierung auf das Reich Gottes), nach einem ökumenischen Kirche- und Gemeindeverständnis für die Teilnahme an der Mission Gottes (Strukturen für missionarische Gemeinden, Philip Potter zum Haus der lebendigen Steine 1983 in Vancouver). International fand auch die Auseinandersetzung statt zwischen dem sogenannten „ökumenischen Missionsverständnis“ und dem „evangelikalen“ (und sie geht weiter: 1989 ist gleichfalls das Jahr des Lausanne-Nachfolgekongresses zur Weltevangelsing, der diesmal in Manila stattfinden wird), die bei uns noch nicht richtig in Gang gekommen ist und strukturell dadurch verhindert wird, daß Gemeindedienste für Weltmission und ökumenische Ämter getrennt von (volks-)missionarischen Diensten

agieren und reflektieren. Das Rennen um die zukünftige Gestaltung der Volkskirche könnten deshalb die Funktionalisten gewinnen, die sich an einer mittelfristig hochgerechneten Bedarfserhebung orientieren. Eben dies wäre nicht nur schade, sondern verhängnisvoll für eine Erneuerung aus dem biblischen Auftrag, bei der unsere Kirche ihre Zugehörigkeit zur weltweiten Ökumene und ihren missionarischen Auftrag hier und dort ernst nimmt.

Zugegebenermaßen ist die ökumenische Diskussion um Mission schwer zu rezipieren, weil sie sich in relativ abstrakten Konferenzdokumenten oder in schwer zugänglicher Kleinliteratur („Monatlicher Informationsbrief über Evangelisation“) niedergeschlagen hat. Schon aus dieser Situation heraus empfiehlt sich ein personalisierter Beitrag, wie er in der Stimme von Lesslie Newbigin zu Wort kommt. Darüber hinaus ist er als missionstheologischer Gesprächspartner besonders qualifiziert, weil er sich seit der Weltmissionskonferenz von Accra (1958) an der Diskussion kontinuierlich beteiligt hat. In sein Neu-Delhi-Tagebuch schrieb er 1961 zur Integration: „Es ist deutlich, daß wir mehr und mehr ein trinitarisches statt ein nur christologisches Verständnis des missionarischen Auftrages brauchen“ (zit. in: *Unfinished Agenda*, S.182). Noch bedeutsamer ist wohl, daß Lesslie Newbigin seine Überlegungen zu Mission konsequent im Prozeß einer biblisch-theologischen Interpretation entwickelt hat. In diesem Vorgehen dürfte sich der allein verheißungsvolle und ökumenisch verbindliche Weg auftun, in der längst fälligen Auseinandersetzung weiterzukommen. So ist es sicher mehr als der Anlaß seines 80jährigen Geburtstages im Dezember dieses Jahres, der eine Auseinandersetzung mit seinem Beitrag zu einem Missionsverständnis für unseren Kontext herausfordert.

Ausgangspunkt und Ausgangsthese

Lesslie Newbigins jüngstes Buch „Foolishness to the Greeks“ (Grand Rapids und Genf 1986), auf das sich die folgende Skizze konzentrieren wird, läuft auf die Frage zu: Was muß Kirche-Sein in der modernen westlichen Gesellschaft darstellen? Die Fragestellung ist der Endpunkt einer langen Entwicklungslinie. Ausgangspunkt war das theologische Grunddatum, daß sich Mission biblisch nicht an der Fortpflanzung von Kirche, sondern an der Verkündigung der Gottesherrschaft für alle Menschen orientiert. Hierher gehört der trinitarische Bezug von Mission, mit dem sich Newbigin nach 1961 intensiv beschäftigt hat; denn missionarische Verkündigung darf nicht nur, wie er es als Missionar in Indien erkannt hatte, auf Jesus Christus

als persönlichem Heilbringer und Wegeröffner zu Gott hinweisen, sondern muß ihn als den darstellen, in dem sich Gottes Absicht für die ganze Schöpfung manifestiert und in dem der universal wirksame Geist Gottes sichtbar wird. Der Sektionsbericht von Neu-Delhi zu „Zeugnis“, an dem er entscheidend mitgeschrieben hat, betont z. B. „Wir haben bisher kaum begriffen, welche Weisheit, Liebe und Kraft Gott Menschen anderen Glaubens oder ohne Religion gegeben hat“ (meine Übersetzung).

Mission läßt sich unter dieser Perspektive nur beschreiben als Bekennen und Bezeugen des biblischen Kerygmas, wie es damals hieß, in Verbindung mit der Wahrnehmung der Spuren des dreieinigen Gottes in der Geschichte der Menschheit und der Wirklichkeit der Welt. Dies bedeutete auch den konsequenten Abschied vom eurozentrischen Missionsverständnis. Die Weltmissionskonferenz von Mexico City (1963), deren Generalsekretär Newbigin war, formulierte „Mission in sechs Kontinenten“ und nahm vorweg, was von der Weltmissionskonferenz in Bangkok das Ende der *Westmission* genannt wurde. Lesslie Newbigin im Originalton: Die Linie zwischen Glaube und Unglaube läuft mitten durch das Herz jedes Menschen; zugleich betrifft Mission jeden Teil dieser Erde und stellt sich damit dar als Teilnahme aller Kirchen an dem weltweiten Auftrag, dessen Wahrnehmung (in doppeltem Sinn) jedoch im eigenen Kontext beginnt. Dies war somit auch der Abschied von einem Geber-Nehmer-Gefälle, das sich auf eine Überbewertung des „Gehet hin“ durch die alte Westmission im klassischen Missionsbefehl von Mt 28 stützte und seine inhaltliche Mitte vernachlässigte: die Jüngerschaft, zu der gerufen werden soll, zuerst als konkrete Nachfolge in der eigenen Umwelt zu realisieren.

Von diesem Kritikpunkt ging es notwendigerweise zur „Kontextualisierung“ von Mission weiter. In seinem jüngsten Buch hält Newbigin diesen Begriff weiterhin für den geeignetsten, um den missionarischen Grundimpuls zu beschreiben, nämlich „das Evangelium in den totalen Kontext einer Kultur zu einem bestimmten Zeitpunkt zu plazieren“ (S. 2). Wort und Konzept der Kontextualisierung kamen Ende der sechziger Jahre in der ökumenischen Bewegung in Gebrauch und stammen aus der Reflexion der biblischen Botschaft, eingebunden in eine ganz bestimmte Sprache, Gesellschaft und eben Kultur. Auf das Missionsverständnis bezogen ist Kontextualisierung der konsequente Ausdruck dafür, daß eine Kirche, die an der Mission des dreieinigen Gottes teilnimmt, dies jeweils nur in der ihr zu Verfügung stehenden Sprache, an ihrem jeweiligen gesellschaftlichen Ort und eben in ihrem kulturellen Kontext tun kann.

In diesem Sinne ist die Kontextualisierung von Mission für Lesslie Newbigin konstitutiv. Er verfolgt seit den späten siebziger Jahren in erster Linie ihre Einbettung in die jeweilige Kultur. Er verwies damals auf seine Erfahrungen in Indien, wo der Name Jesus Christus für einen Hindu zunächst ein fremder Name wie John Smith sei, dessen Person in der anderen Kultur erst durch schrittweise Inkulturation sichtbare Konturen annehmen könne. Er fährt dann in seinem Aufsatz über „Christus und die Kulturen“ fort: „Bisher habe ich das Problem noch vereinfacht. Ich, der Prediger, bin doch auch von einer Kultur geprägt, die ihre Weltdeutung und Sinngebung hat. Gewiß sind die entsprechenden Vorstellungen von der Tatsache Jesu Christi beeinflusst, aber sie sind keineswegs vollständig davon bestimmt. Mein Bekenntnis zu Jesus als dem Herrn ist von der Kultur mitbestimmt, zu der ich gehöre; es wird in den Begriffen der Weltanschauung ausgesprochen, in der ich lebe. Zunächst ist mir das nicht bewußt. Solange man naiv ein Eingeborener des Westens bleibt und nicht durch engere Berührung mit einer anderen Kultur erschüttert wird, weiß man nichts von der Relativität der eigenen Weltansicht. Man hält sie für *die* moderne wissenschaftliche Weltanschauung“ (in: ZMiss 3/78, S. 135). Auch die extreme Konsequenz gilt es nach Newbigin deshalb zu bedenken, ob unter diesen Umständen nicht die Verkündigung Jesu Christi selber pluralistisch wird. Und in der Tat, stellt Lesslie Newbigin fest, gibt es heute eine Vielzahl von Christusbildern in der Ökumene. Das gemeinsam verbindliche Christusbild kann nur noch in einem ökumenisch offenen Prozeß des voneinander Lernens im interkulturellen Dialog und der gegenseitigen Korrektur entstehen (ebd. S. 143). Auf den Missionsauftrag bezogen heißt dies, er kann immer nur von der ganzen ökumenischen Gemeinschaft als ganzer vertreten werden. Er muß ökumenisch qualifiziert werden. Keine Teilkirche, keine Einzelgemeinde für sich, schon gar nicht ein einzelner Christ allein kann ihn getrennt von den anderen beanspruchen.

Die moderne westliche Kultur als unser Kontext

In „Foolishness to the Greeks“ („den Griechen eine Torheit“), vorbereitet durch sein Buch: „The other side of 1984“*, geht Lesslie Newbigin insofern noch einen Schritt weiter, als er die Frage nach dem Missionsauftrag für Kirchen in westlichen Industrieländern streng an unseren kulturellen Kontext bindet: Erst die Bearbeitung dieser unserer eigenen Kultur qualifi-

* Genf 1983, deutsch: „Salz der Erde?!“, Neukirchen-Vluyn 1985.

ziert westliche Kirchen für den Dialog mit den anderen. In solcher Zuspitzung liegt mit Sicherheit auch eine kritische Herausforderung an die ökumenische Missionsdiskussion, wie sie sich vor und nach der Weltmissionskonferenz von Melbourne (1980) entwickelt hat. Der These von der primären Ausrichtung der Mission Gottes auf die Armen als ihre Adressaten (Evangelium als gute Nachricht für die Armen) wie als Träger der Mission (im Kontext der Verelendung von zwei Dritteln der Menschheit) hält Newbigin die vorrangige Aufgabe der Mission in der modernen westlichen Kultur entgegen, weil sie „die am meisten verbreitete, die mächtigste und überzeugendste unter allen zeitgenössischen Kulturen“ ist und sich bisher gegenüber der Botschaft des Evangeliums als besonders resistent erwiesen hat (S.2f). Drängt die Melbourne-Betonung die Kirchen in den reichen Industrieländern in erster Linie zu einer Solidarität mit den Armen und den Kirchen der Armen, also zu einer Art indirekten Missionshilfe, so fordert Newbigin sie direkt heraus zu ihrer ureigensten Aufgabe, einer missionarischen Auseinandersetzung mit der modernen westlichen Kultur.

Wie analysiert Newbigin diesen Kontext? In der pragmatisch-zupackenden Art eines angelsächsischen Theologen untersucht er die westliche Gesellschaft in einer Art, die uns holzschnittartig vorkommt und die er selber eine Skizze in wenigen Strichen nennt (S.33). So skizziert er die Grundlagen unserer Kultur als „Trennung zwischen Fakten und Werten“ wie zwischen der „privaten und der öffentlichen Welt“ (S.18). Er sieht ihren Ursprung im Entstehen der Aufklärung als neue Art der wissenschaftlichen Wahrnehmung von Wirklichkeit, z.B. als Wechselspiel von Ursache und Wirkung (S.24). Damit wird die Vernunft zur Grundlage des Weltbildes und der Gesellschaftsorganisation. Vernunft heißt Vertrauen auf die analytischen und mathematischen Kräfte, die – wenigstens im Prinzip – zu einer vollständigen Einsicht in alle Formen der Realität ausreichen (S.25). Als eine der wichtigsten Konsequenzen daraus folgt die Ablösung einer an der Erwartung von Gottes eingreifendem Handeln orientierten Eschatologie durch einen von Menschen getragenen linearen Fortschritt. Newbigin nennt die Eliminierung jeder Teleologie den zentralen Faktor (S.34), weil damit die Kategorie der (von Werten) gesteuerten Zweckbestimmung (purpose) wegfällt. Aber genau an diesem Punkt werden die Grenzen und Verkürzungen des modernen Wissenschaftssystems sichtbar. Während elektrische Herzströme meßbar und im Zusammenhang von Ursache und Wirkung erklärbar sind, können menschlicher Wille, menschliche Hingabe und Hoffnung so nicht erfaßt werden.

Mit Laplace, der Gott aus seinem System ausschloß, weil er diese Hypothese nicht mehr brauchte (S. 65), kann gefolgert werden, daß unsere Kultur unter einem wissenschaftlichen Aspekt atheistisch ist. Genau dieser strukturelle Atheismus hat sich inzwischen umfassend verbreitet, auch wenn führende Wissenschaftler längst von solchen Vereinfachungen abgerückt sind. Im Gefolge der polarisierten Wissenschaft ist Theologie zu einer Form von Psychologie geworden, Religionswissenschaft ein Teilaspekt von Soziologie.

Aber gerade die neuesten Erkenntnisse und Theoriebildungen im Bereich der Physik und insbesondere der Kosmologie eröffnen eine neue Grundlage für das Gespräch zwischen „Glaubenden“ und „Wissenschaftlern“, das solange unmöglich war, wie ein rein mechanisches Denkmodell in der Physik dominierte (S. 73). Fast alle neuen wissenschaftlichen Entwicklungen stoßen von sich aus auf die Frage nach den Werten, die z. B. die Auswertung von Forschungen oder auch die Nichtanwendung ihrer Ergebnisse leiten müssen. Hierin liegt längerfristig die Chance, das Gegeneinander von wissenschaftlichen Fakten mit ihrer Eigengesetzlichkeit und humanen Wertvorstellungen zu überwinden. Weil dabei aber sowohl von der Physik wie von der Chemie, der Mechanik und Biologie nicht nur Fragen nach dem menschlichen Nutzen, also nach einer begleitenden, von einer humanen Anthropologie geleiteten Ethik entstehen, sondern sich auch die Frage nach der letzten Ursache stellt, wird auch die Theologie in ihrer ureigensten Sache angesprochen. Um sich jedoch theologisch damit auseinanderzusetzen, gibt es nur eine angemessene Sprache, die des Bezeugens und Bekenkens als Sprache einer Gemeinschaft von Glaubenden. „Nur ein Zeugnis dieser Art kann unsere Kultur davor retten, sich in einem irrationalen Fanatismus aufzulösen, der das Kind des totalen Skeptizismus ist. Es wird vielleicht die größte Aufgabe der Kirche im 21. Jahrhundert sein, zur Bastion der Rationalität in einer Welt der Unvernunft zu werden. Aber dafür werden Christen es lernen müssen, daß Bekehrung nicht nur eine Sache des Herzens und Willens ist, sondern auch von Sinn und Verstand“ (S. 94).

Missionarische Existenz in der westlichen Kultur

Wer bisher die politische Ebene der Auseinandersetzung vermißt hat, wird im letzten Drittel von „Foolishness to the Greeks“ genau zu dieser Frage geführt. Selbstverständlich ist es für Lesslie Newbigin klar, daß wir es bei der modernen westlichen Kultur nicht nur mit einem intellektuell zu interpretierenden Phänomen zu tun haben, dem in einem langen histori-

schen Prozeß durch die Aufklärung herauskristallisierten System wissenschaftlicher Weltdeutung. Das ganze hat seine Entsprechung in dem politischen System, zu dem sich die moderne Gesellschaft organisiert hat. Westliche Christen haben sich dazu oft den Zugang verbaut, indem sie eine von zwei Positionen einnahmen (und -nehmen): Politik, Ökonomie, die Gestaltung des sozialen Bereichs müssen durch die ihnen eigene Kompetenz und Expertise geleitet werden; die Kirche hat hier keinen Platz; einer Klerikalisierung des öffentlichen Bereichs muß gewehrt werden. Andererseits wird die falsche Position bezogen, daß der eigentliche Bereich kirchlichen Handelns und Verkündigens sich am ewigen Heil der Menschen orientieren müsse (S. 96).

Mit beiden Positionen verfallen jedoch westliche Christen im Grunde nur dem Geist der Aufklärung, passen sich an die zentrale aufklärerische Ideologie an, die eine Spaltung zwischen dem privaten und öffentlichen Bereich durchführt. Newbigin kehrt immer wieder zu diesem für ihn entscheidenden Punkt zurück und erhebt ihn zum eigentlichen Formalprinzip, das die fundamentale Mißinterpretation der biblischen Botschaft und die daraus folgende missionarische Lähmung des westlichen Christentums zur Folge hat (S. 132).

Die Bibel geht von einem ganz anderen Grundverständnis aus: Sie beschreibt den Menschen in seiner ganzheitlichen Zugehörigkeit zu Natur und menschlicher Gesellschaft. Die Beziehungen des Menschen zu Gott und zu seinen Mitmenschen hängen unteilbar zusammen: Inneres und Äußeres, Politisches und Spirituelles können gerade nicht voneinander getrennt werden. Mit einem Blick auf Augustins Gottesstaat (von dem er meint, daß er an einer der heutigen ähnlichen Nahtstelle der Geschichte formuliert wurde) betont Newbigin: „Liebe schafft Gerechtigkeit!“ (S. 104). Genauer: die Ordnungen, zunächst in der Familie und unter den Nachbarn, dann als Weiterführung in der Stadt und im Staat, entstehen aus der christlich verstandenen Liebe Gottes und des Nächsten.

Unter der Hand entwickelt sich also aus der geforderten Überwindung des Formalprinzips der Trennung von privat und öffentlich die inhaltlich gefüllte biblisch-theologische *Kernthese*: Die Mission Jesu Christi hat ihre Mitte in der Ankündigung der Gottesherrschaft, auf die nur mit einer Umorientierung (Umkehr/Bekehrung) geantwortet werden kann, die sich auf den ganzen Kontext bezieht. Die beginnende Gottesherrschaft ist ein real

* Vgl. auch L. N., *The Open Secret* (eine Missionstheologie), London und Grand Rapids, 1978.

verändernder Prozeß in der Geschichte, der auf ein Paradox zuläuft: Kreuz und Auferstehung, auf deren gegenseitige Bezogenheit alles ankommt. Der hingerichtete König der Gottesherrschaft regiert vom Galgen her, und er ist zugleich der Auferstandene, von dem aus verändernde Kräfte in die Gesellschaft hineinwirken.*

Die Kirche würde sich allerdings mißverstehen, wenn sie sich selber als den Ort der neuen Wirklichkeit sähe. Vielmehr ist sie die glaubende Gemeinschaft, die bewußt in der Nachfolge Jesu lebt. Auf dieser Grundlage ist dann aber weder ein Rückzug in rein persönliche Frömmigkeit und Verkündigung möglich, noch auch das Modell des Corpus Christianum denkbar (in seinen verschiedenen Formen dieser Staats- oder auch Volkskirche).

Allerdings bleibt jetzt nach der Ablehnung beider Fehlentscheidungen noch ein weites Feld offen. Mit viel Sympathie und dem Eingeständnis, daß er es nicht leicht fände, eine andere Antwort zu geben, beschreibt Newbigin die verbreitete ökumenische Option: „Sie behaupten, der Platz der Kirche ist nicht am Sitz der etablierten Kräfte, sondern in den Lagern des Widerstands und in den Protestzügen. ... Wie Jesus vor den Toren der Stadt gekreuzigt wurde, so sei der Platz der Christen immer außerhalb der etablierten Zitadellen und an der Seite der Opfer. ... Jemand, der Macht ausübt, kann die Wahrheit nicht sehen; sie zu sehen, ist das Privileg der Machtlosen“ (S. 125). Aber Newbigin gibt eine andere Antwort, für die maßgeblich ist, daß wir das Kreuz Jesu nicht einfach als Zeichen der Rebellion gegen die etablierten Mächte mißverstehen dürfen. Jesus bleibt auch am Kreuz ein König. Kreuz und Auferstehung sind nicht so miteinander verbunden, daß das eine die Niederlage und das andere ihre Aufhebung bedeutet. Vielmehr sind beide zusammen Ausdruck dafür, daß die Mächte entwaffnet und überwunden sind, jedoch nicht zerstört werden (S. 126f).

Die fehlende Bekehrung der Strukturen

Was dies für die politische Praxis heißen kann, fragt Newbigin. Macht und Mächte sind nicht einfach widergöttliche Kräfte. Auch sie wurden von Gott eingesetzt. Zwar müssen sie vor Mißbrauch geschützt, nicht aber durch Gegenmacht vernichtet werden. Die Kirche hat im politischen Bereich eine prophetische Aufgabe, aufgrund derer sie die Herrschenden ansprechen soll. Anders und mehr noch als die alttestamentlichen Propheten lebt sie in ihrer Gemeinschaft eine alternative, nämlich dienende Art des

Umgangs mit Macht, mit der sie etablierte Macht herausfordert. Darin besteht ihr missionarisches Zeugnis. Es vollzieht sich auf einem schmalen Grat zwischen dem Anspruch, den Entwurf für eine christliche Gesellschaft zu besitzen, den es nicht gibt, und dem Rückzug auf eine bloß kritisch-konfrontative Gegenposition. Als westliche Christen sind wir auch Erben des europäischen Christentums, dessen Werte unsere Kultur durchziehen und an die es anzuknüpfen gilt.

Voraussetzung ist ein eschatologisches Bewußtsein, das unterscheiden kann zwischen dem, was sich schon jetzt konkret realisiert und was zugleich noch nicht verfügbar ist. Am deutlichsten wird dieser Ansatz (für mich) in Newbigins Umgang mit der Spannung zwischen Freiheit und Wahrheit: Er bejaht das aus der Aufklärung stammende Konzept der Toleranz, z. B. auch im Umgang mit Menschen anderer Religionen, ja er nennt die Freiheit des Denkens und Gewissens als Grundrecht aller Menschen das größte Erbe der Aufklärung (S. 137). Dies steht in Spannung, aber nicht im Gegensatz zum biblischen (insbesondere johanneischen) Wahrheitsverständnis: „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben“ (Joh 14,6). Diese Wahrheit des Glaubens darf nämlich nie in Zwang und Machtansprüche übersetzt werden. Auch wenn die christliche Gemeinschaft sich zu der ihr gegebenen Wahrheit bekennt, bleibt sie doch eine Gemeinschaft der Sünder, die immer erst noch die Wahrheit in ihrer Fülle (auch von anderen) lernt (Joh 15,18ff). Die Verheißung, die Wahrheit zu erfahren, verknüpft sich gerade mit dem Missionsauftrag. „In diesem missionarischen Dialog lernt die Kirche neue Dinge und bietet zugleich den Ort an für das Zeugnis zu Christus“ (S. 139).

So überzeugend eine solche im Geiste Jesu Christi wurzelnde missionarische Grundhaltung auch ist, sie in ein organisierbares Verhalten für eine missionarische Kirche oder Gemeinde umzusetzen, gelingt in „Foolishness to the Greeks“ noch nicht. Die Konsequenzen, die Lesslie Newbigin am Ende seines Buches zieht, bleiben allgemein und introvertiert: Er fordert z. B. eine Entklerikalisierung von Theologie, eine radikale Kritik und Überwindung des Konfessionalismus (was ihn, den Kritiker der Genfer Ökumene, zu einem glühenden Bekenntnis zur ökumenischen Bewegung veranlaßt – S. 147). Er wirbt für den Mut, sich zu einem Glauben zu bekennen, der nicht systemkonform ist, er ermutigt dazu, eine Erneuerung der Gemeinschaft in der Kirche zu suchen.

Seine Unschärfe im Konkretisieren des Missionsauftrags und der Gestaltung von Zeugnis in der modernen westlichen Welt hat zunächst etwas damit zu tun, daß dieses Buch sich auf der Ebene der intellektuellen Abklä-

rung bewegt und damit – bei aller Würdigung der Fähigkeit, komplexe Zusammenhänge auf den Punkt zu bringen – eben doch in der Abstraktion verharret. Das Problem beginnt mit der Abstraktheit des Konzeptes von Kultur, setzt sich fort in der Abstraktion von Evangelium als Gegenüber dazu und endet bei der Frage: Haben wir es in unserer „Kultur“ wirklich entscheidend mit dem Erbe der Aufklärung und der Zuordnung von Glaube und Wissen zu tun, mit dem Prinzip der Macht, die prinzipiell sowohl göttlichen Ursprungs wie auch dämonisch besetzt sein kann? Oder ist diese moderne westliche Kultur inzwischen zu einem Machtkomplex operationaler Wirtschafts- und Finanzstrukturen und agierender Institutionen geworden, die Menschen steuern, manipulieren, gefangenhalten, unterdrücken. Für diese von wirtschaftlichen und Kapitalinteressen gelenkten Systeme könnte ja kaum der Anspruch gelten, eine von Gott eingesetzte Ordnung zu sein, wie das für gesellschaftliche Grundordnungen im Prinzip gelten mag. Lesslie Newbigin fehlt meiner Überzeugung nach das Bewußtsein für die Strukturen, die eine moderne Gesellschaft ausmachen, für Macht als Apparat und anonymes System (Weltwirtschaftsordnung).

Dies hängt m.E. damit zusammen, daß er sich in seiner theologischen Arbeit abgegrenzt hat gegen die aus dem Kampf mit den Mächten und Mächtigen gewachsenen Einsichten der sogenannten „Theologie für die Armen“. Sie hat in der ökumenischen Bewegung am deutlichsten in der Weltmissionskonferenz von Melbourne 1980 das Wort ergriffen und dort vermittelt, was etwa in der Arbeit der „Städtischen und Industriemission“ (UIM) theologisch erkannt worden war: Wir haben es längst nicht mehr mit einer westlichen Kultur zu tun, die sich in eine von humanistisch-demokratischen Werten geleitete, säkulare Gesellschaft umsetzt. Diese ist vielmehr zur Basis geworden für ein globales System der Machtausübung, das von den Wirtschafts- und Finanzzentren des Westens gesteuert wird. Die Armen in Manila, São Paulo oder im südlichen Tansania wie die neuen Armen bei uns leiden nicht unter dem Widerspruch zwischen privat und öffentlich. Nicht die Sachzwänge des Faktischen, sondern die Interessensteuerung hat dazu geführt, daß ein Wirtschafts- und Finanzsystem entstehen konnte, das ihnen die Lebensmöglichkeiten abschneidet. Die Armen sind infolgedessen für die Mission Gottes nicht nur deshalb wichtig, weil sie nach biblischer Auffassung seine Lieblinge sind, sondern weil sie ein Zeugnis der Dämonen-austreibung und des Widerstandes gegen die Mächte und Mächtigen entdecken, das heute zum Kernauftrag der Mission gehört.

Es ist schade, daß sich Lesslie Newbigin dem Dialog mit diesem Strom ökumenischer Missionstheologie nicht gestellt hat. Sein sicherlich nicht

hoch genug einzuschätzender Beitrag zur theologischen Auseinandersetzung mit dem evangelikalen Missionsverständnis auf der Grundlage eines aufklärungskritischen Pietismus (im Sprachgebrauch der deutschen Nomenklatur) hat einen Preis gekostet, nämlich den der Rückwärtsorientierung. Im Grunde gehört diese Auseinandersetzung in den Übergang von der West- zur Weltmission. Auch das Konzept der Kontextualisierung scheint vorrangig mit der Ablösung vom eurozentrischen Universalismus in Theologie und Mission zu tun zu haben. Nach vorne weist die neue globale Herausforderung, die Mission, die ihr Zeugnis artikuliert im Kampf um Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung weltweit. Ich schreibe dies in der kritischen Dankbarkeit eines Theologen, der Lesslie Newbigin lange begleitet und von ihm intensiv gelernt hat, der dann aber an diesem Punkt einen anderen Weg einschlagen mußte.

Solidarität als Missionsprinzip — eine asiatische Perspektive

VON GNANA ROBINSON

I. Die Zeit des Umbruchs

Wir leben in einer Zeit des Umbruchs im traditionellen Missionsverständnis der Kirche. Er begann in den vierziger und fünfziger Jahren, als die christliche Mission zu radikalen Veränderungen gezwungen wurde. Dieser Prozeß wird noch weiter andauern, ehe er sein Ziel erreicht hat.

Die alte Missionsbewegung hat eine mit der Kolonialisierung gleichlaufende und mit der Kolonialherrschaft verbundene Geschichte gehabt. Diese Geschichte wurde mit der Unabhängigkeitsbewegung in der ganzen Welt, insbesondere in Asien, zum erstenmal in Frage gestellt. Manche Länder in Asien erlangten in dieser Zeit ihre Unabhängigkeit und hatten zum erstenmal Gelegenheit, über ihre Geschichte und ihre Zukunft selbst nachzudenken.

In den asiatischen Ländern sind mit Ausnahme der Philippinen die Christen in der Minderheit. Aber wegen ihrer Verbindung mit den Kolonialherren konnten sie bislang ein psychologisches Mehrheits- und Überlegenheitsgefühl genießen. Die radikale Änderung in der Kolonialgeschichte hat diese Situation geändert. Die jeweiligen Kirchen in diesen Ländern mußten diese Realität zunächst wahrnehmen, und es war ein schmerzhafter Vorgang.